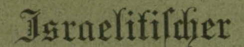
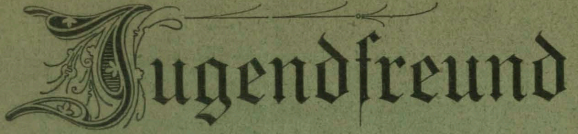
1898. No. 24.





Israelitischer Jugendfreund

herausgegeben von

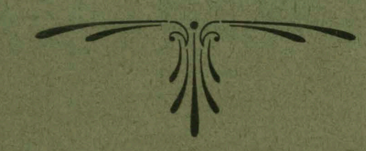
E. Flanter.

IV. Jahrgang.

Erscheint zweimal im Monat und kostet 1,— Mark vierteljährlich.
Zu beziehen durch die Post (3586), durch jede Buchhandlung und durch den Verlag.

Verlag:
Berlin N.O., Elisabethstraße 59a.
Commissionsverlag für den Buchhandel: W. Lakke, Berlin C., Münzstraße 23a

Inhalts-Verzeichnis.



Einzelhefte zu 20 Pfennig.

An unsere Leser.

Mit diesem Hefte beschließen wir den vierten Jahrgang unserer Zeitschrift. O wieviel Liebe und Freundschaft ist uns seitens der Leser, der Mitarbeiter und Gönner unseres Blattes zuteil geworden, wofür wir allen von Herzen danken! Wir haben auch das angenehme Bewußtsein, so manches Kinderherz erfreut, so manche Belehrung und Anregung gegeben, so manche angenehme Unterhaltung einer recht stattlichen Anzahl von Kindern geboten zu haben.

Wir wollen in dem neu beginnenden fünften Jahrgang für eine weitere Ausgestaltung des **„Israelitischen Jugendfreund"** Sorge tragen, eine bessere Ausstattung und größere Reichhaltigkeit anstreben. Um das zu erreichen, dazu bedürfen wir Eurer Mithilfe, liebe Kinder. Keinem von Euch kann es schwer fallen, einen oder gar mehrere Abonnenten für unser Blatt zu gewinnen. So mancher Eurer Verwandten und Bekannten würde gewiß abonnieren, wenn er dazu angeregt würde.

Wer wenigstens 5 Abonnenten gewinnt, erhält ein wertvolles Buch als Prämie.

Jetzt wollen wir Euch eine Freude bereiten. Wir haben die Absicht, eine neue Abteilung in Eurer Zeitung einzurichten, die unter der Überschrift **„Von Kindern — für Kinder"** Arbeiten, die von Abonnenten selbständig angefertigt sind, z. B. kleine Gedichte, Erzählungen, Beschreibungen u. s. w. enthalten soll.

In jedem Vierteljahr wird auch eine Preisaufgabe gestellt, an welcher sich jeder Abonnent, welcher Altersstufe oder Schule er angehören mag, beteiligen kann. Nun bittet Eure guten Eltern, sie möchten das Abonnement recht bald erneuern, und seid bemüht, dem **„Israelitischen Jugendfreund"** recht viele neue Freunde zuzuführen.

Es grüßt Euch alle herzlich

der **„Onkel Jugendfreund"**.

Richtige Lösungen haben eingesandt:

Harry Megyessi in Berlin Hugo Simson in Gerresheim. Thekla Schnellenberg, Edith Archenhold, Johanna Buchdahl in Lichtenau (Westf.). Amalie Blumenthal in Castrop. A. Spiegel-Berlin. Moritz Neufeld in Posen. Clara u. Walter Berg in Berlin. Treuer Abonnent in Tübingen. Elfriede Goldschmidt in Hamburg. Felix Falck in Lemberg. Arthur Barczynski in Allenstein Clotilde Baum in Lübeck. Franz Meyer in München. Georg Nathan in Berlin. Hermann Berg in Essen. Fanny und Richard Löwenthal in Neustadt. Hugo Eisenberg-Berlin. Max und Joseph Katz-Posen. Ignatz Lipper in Lodz (Rußland).

Die Kronen.

Drei Kronen hat Gott Israel gewährt.
Wer eine trägt — wie ist er hochgeehrt!
Dem Ahron reichet er die Priesterkrone
Und seinem Stamm für alle Zeit zum Lohne.
Die Königskron' und ihre Ehrenzeichen
Wollt' er dem David zum Besitze reichen.
Zur Dritten aber hilft nicht Stamm und Rang,
Sie krönt nur den, der redlich sie errang.
Wer nach ihr strebet aus des Volkes Mitte,
Er setzt sich selbst als Schmuck auf's Haupt die dritte.
Die Krone ist's der Lehre und Erkenntnis,
Das Diadem der Weisheit und Verständnis.
Nicht an's Geschlecht geknüpft, nicht an die Zeit, —
Wer sie verdient, für den liegt sie bereit.

Dr. Mich. Sachs: Stimmen vom Jordan und Euphrat.

Tierschutz in Bibel und Talmud.

Von Dr. L. Munk, Provinzial-Rabbiner, Marburg.

Zwei Männer waren es, so heißt es im Midrasch, die Gott in Folge ihrer Fürsorge für die ihnen anvertrauten Tiere für würdig befunden hat, dem Volke Israel als Führer vorzustehen: Moscheh und David. — Als Moscheh einst die Schafe Jithro's in der Wüste hütete, lief ein Schäflein von der Herde weg. Moscheh suchte es und fand es schließlich an einer Quelle stehen und seinen Durst löschen. „Nicht wußte ich, liebes Tierchen", sprach er, „daß du aus Durst dich von der Herde entfernt hast und deshalb so weit gelaufen bist, du mußt müde geworden sein. Komm, ich will dich tragen." Er nahm es in seine Arme und trug es den weiten Weg zur Herde zurück. „Wahrlich," sagte da der Allerbarmer, „solches Mitgefühl hast du für ein Tier; du bist auch würdig, der Hirt meines Volkes zu sein. Du hast Erbarmen mit den Schafen eines Fremden, du wirst auch liebevoll meine Herde, Israel, leiten".

Als David noch als Hirt die Herde seines Volkes hütete, da sonderte er seine Schafe stets nach den Altersklassen. Die jüngsten Schafe führte er zuerst auf die Weide, damit sie das zarteste Gras zu ihrer Nahrung vorfinden; hierauf führte er die älteren hin, damit sie das weniger zarte suchten und zum Schlusse die ältesten und kräftigsten, welche das gröbste Futter ver-

tragen konnten. „Wer so für jedes Tier das Geeignete herauszufinden weiß, der wird auch meinem Volke der beste Hirte sein," sprach Gott und machte David zum Könige über Israel.

Zaar baale chajim, Schmerz lebender Wesen, d. h. das Verbot der Tierquälerei und das Gebot die Schmerzen bei einem Tiere zu verhindern, nach Umständen sie zu lindern, sind nach Bibel und Talmud religiöse Bestimmungen — Das Tier hat nach den Anforderungen der jüdischen Religion ein Recht auf den Schutz und die Fürsorge der Menschen, nicht nur weil viele derselben den Menschen dienen und nützen, sondern auch um deswillen, weil es ein mit Empfindung begabtes Geschöpf des alliebenden Gottes ist. Wie es von Gott heißt: „Er läßt wachsen Gras für das Vieh und Kraut für den Gebrauch des Menschen (Ps. 104,14), Mensch und Vieh hilfst du, o Herr, (Ps. 36,2) so soll auch der Mensch in das Empfindungsleben der Tiere sich versenken und ein Frevler wird der genannt, der Grausamkeit gegen dieselben sich zu Schulden kommen läßt. (Spr. 12,10) — Wie Gott zu Jonah, der ärgerlich über die Verschonung des bußfertigen Niniveh war: „Mir sollte es nicht leid sein um die große Stadt, die so viel Menschen hat und so viel Vieh," (Jonah 4,11), so soll der Mensch Mitleid mit dem leidenden Vieh haben, helfend ihm beispringen, selbst wenn es seinem Feinde gehört: „Wenn du den Esel deines Feindes unter seiner Last liegen siehst, sollst du es dir nicht gestatten, es ihm zu überlassen; vielmehr alles fahren lassen und ihm beispringen". (2. B. M. 23,5). —

Wir dürfen keinem Tiere, auch wenn es keinen Eigentümer hat, oder wenn wir dessen Eigentümer nicht kennen, irgend einen Schmerz verursachen, nur dann ist dies gestattet, wenn es sich dabei um Förderung des menschlichen Lebens oder eines sittlichen Zweckes handelt. Die Vorschriften beim Schächten eines Tieres, von deren genauester Beachtung es abhängig ist, ob der Genuß des Fleisches gestattet ist, bewirken, daß das Tier fast gar keinen Schmerz bei der Tötung empfindet. Selbst die Sabbatruhe wird auf das Tier ausgedehnt. „Du sollst keine Arbeit verrichten, du und dein Sohn und deine Tochter, dein Diener und deine Magd und dein Vieh und kein Fremder, der in deinen Thoren ist". (2. B. M. 20,10). „Sechs Tage sollst du deine Arbeiten verrichten, und am siebenten Tage sollst du feiern, damit ruhe dein Ochs und dein Esel u. s. w." (2. B. M. 23,12). Deshalb darf man sein Vieh am Sabbat auch nicht leih- oder mietweise einem Nichtjuden, damit dieser es zur Arbeit benutze, überlassen. — Man darf ein Tier nicht hindern, von den Früchten, an welchen es arbeitet, zu essen, denn es heißt „du sollst deinem Ochsen das Maul beim Dreschen nicht verbinden." (5. B. M. 25,4); ja, man darf sich nicht selbst zu Tische setzen, bevor man dem Tiere sein Futter vorgelegt, denn das Schriftwort lautet: „Ich werde Gras auf deinem Felde wachsen lassen für dein Vieh und du

wirst essen und satt werden." (5. B. M. 11,15). Das Tier wird hier dem Menschen vorangestellt; es ist zuerst zu befriedigen, denn es kann nicht wie der Mensch fordern, wenn es hungrig ist. Deshalb hat auch Rebekka auf die Frage Eliesers, ob im Hause ihres Vaters Raum für ihn zum Übernachten sei, geantwortet: „Sowohl Stroh als Viehfutter ist bei uns, als Raum zum Übernachten," (1. B. M. 24,25), zuerst gedachte sie des Viehs.

Der Patriarch Rabbi Jehuda, der Sammler der Mischnah, so erzählt der Talmud (Bab. Mizia 35), war lange Zeit schwer krank. Seine Krankheit begann mit einem Begegnis und endete mit einem solchen. Ein Kalb, das zum Schlachten geführt werden sollte, war zu Rabbi Jehuda gelaufen und hatte blökend den Kopf in seinen Schoß geborgen. Rabbi Jehuda stieß es weg mit den Worten: „Geh! dazu bist du geschaffen;" an diesem Tage begann sein Leiden! — Nach langer Zeit bemerkte er, daß seine Magd junge Wiesel zusammen kehrte und sie töten wollte. Er rief ihr zu: „Laß sie! Gottes Erbarmen erstreckt sich über alle seine Geschöpfe." (Ps. 145,9). Mit diesem Tage begann seine Genesung. —

Rabbi Hillel.

Eine Lebensgeschichte von S. Katz.

(Schluß.)

Sechstes Kapitel.

Das Gedächtnis des Gerechten ist zum Segen. Spr. Sal.

Die Sprüche der Väter erzählen von Hillel, daß neben seiner großen Weisheit ihn noch drei andern Tugenden schmückten: „Ein wohlwollendes Auge, ein bescheidenes Gemüt und ein demütiger Sinn." Wäre Hillel ohne diese Vorzüge der Weise?

Das Gebot der Nächstenliebe galt ihm als höchstes Gesetz, und er betrachtete es als Fundament der ganzen Lehre, als er einem Heiden antwortete: „Was dir mißfällt, thu deinem Nächsten nicht; dies ist die ganze Lehre, das andere ist nur dessen Erklärung; geh und lerne weiter." Dieselbe hohe Gesinnung spiegelt sich wieder in seinem Spruch: „Bin ich nicht selbst für mich, wer ist dann für mich? Bin ich nur für mich, was bin ich dann? Und wenn nicht jetzt, wann denn?" Er empfiehlt darin als die drei Haupttugenden des Menschen: Thätigkeit, Nächstenliebe und Gottesfurcht.

Wie sehr Hillel von der Bedeutung des Friedens und des Rechtes als Grundbedingung für das Heil der Menschheit durchdrungen war, lehrt sein Ausspruch: „Liebe den Frieden, jage dem Frieden nach, liebe die Menschen und bringe sie der Gotteslehre und dem Rechte näher."

Seine Demut und sein tiefes Gerechtigkeitsgefühl werden gekennzeichnet durch sein Wort: „Setze kein Vertrauen in dich bis zu deinem Todestage, Richte deinen Nebenmenschen nicht, bist du in seine Lage gekommen.“

Weil er in der Kenntnis und Befolgung der Thora die Quelle des wahren Glückes gefunden hatte, lehrte er: „Wer einen guten Ruf erworben, der hat etwas für sich erworben, hat er sich aber die Worte der Thora erworben, dann hat er das ewige Leben erworben.“ Bei einer andern Gelegenheit sagte er: „Ein ausgebreiteter Ruf, ein gefährlicher Ruf; wer nicht zunimmt, nimmt ab, wer keine Lehre achtet, hat das Leben verwirkt, und wer sich der Krone zum Eigennutz bedient, vergeht.“

Um seine Schüler vor manchen Untugenden zu warnen, lehrt er auch: „Ein sittenloser Mensch scheut nicht die Sünde, ein Unwissender besitzt keine wahre Frömmigkeit, der Schüchterne lernt nichts, und wer jähzornig ist, taugt nicht zum Lehrer.“ In dem letzten Ausspruch ist wohl auch Hillels Sanftmut begründet.

Trotzdem er so sanft und mild war, sind dennoch einige herbe Worte seinem Munde entfahren. Sie geißeln die traurigen Zustände seiner Zeit und sind nur der Ausdruck seines Schmerzes darüber. Einst sah er einen Menschenschädel auf dem Wasser schwimmen. Da rief er aus: „Weil du jemand ertränkt hast, bist du ertränkt worden, und wer dich ins Wasser gestürzt hat, wird selbst ertränkt werden.“

Nicht minder herb ist auch sein Ausspruch, in welchem er die Nichtigkeit der irdischen Güter, wonach seine Zeitgenossen vielfach jagten, gegenüber der Beständigkeit des himmlischen Gutes hervorhebt. Er lehrte: „Viel Fleisch — viel Gewürm; viel Gut — viel Sorge; viel Sklaven — viel Diebstahl; aber viel Studium — viel Leben; viel Arbeit — viel Weisheit; viel Nachdenken — viel Verstand; viel Recht — viel Frieden.“

Er beurteilte die Menschen mit Milde und Schonung und stets nach ihrer verdienstvollen Seite.

Seine Geduld und Sanftmut stellten ihn zum sprichwörtlichen Muster für alle Zeit hin. Der Talmud erzählt:

Zwei Männer gerieten in Jerusalem in Streit. Der eine rief: „400 Sus soll derjenige erhalten, der den Hillel in Zorn bringt.“

„Ich nehme es auf mich!“ rief der andere.

Es war gerade ein Freitag, und Hillel war damit beschäftigt, sich für den Sabbat vorzubereiten. So zur Unzeit pochte jemand an der Thür, und ohne die dem Weisen und Fürsten gebührenden Ehrenbezeugungen schrie jener: „Hillel! Hillel! Ist Hillel da?“

Dieser ging hinaus und fragte: „Was willst du, mein Sohn?“

„Ich habe eine Frage an dich,“ antwortete der Grobian.

„So frage denn, mein Sohn.“

Und jener sagte: „Warum haben denn die Babylonier so garstige kugelrunde Köpfe?"

Hillel, der selbst ein Babylonier war und den absichtlichen Spott merkte, entgegnete ruhig: „Das ist eine ganz vernünftige Frage, die ich dir auch deshalb beantworten will. Die babylonischen Kinderwärterinnen sind sehr ungeschickt und verschulden diese Mißbildung des Kopfes."

Der Fragesteller ging und kehrte nach einer Stunde mit großem Lärm zurück. Wie zuvor schrie er: „Hillel, es ist jemand da!"

Wieder kam der Weise heraus und sprach: „Was ist dein Begehren?"

Jener: „Ich habe eine wichtige Frage."

„Frage mein Sohn!"

„Warum", fragte der Grobian, „haben die Bewohner Palmyras Triefaugen?"

Hillel: „Weil sie weite Sandsteppen bewohnen."

Der Fremde geht, kehrt aber nach einer Stunde wieder geräuschvoll zurück, und als Hillel abermals öffnet, fragte er: „Warum haben die Afrikaner so breite Plattfüße?" Hillel antwortete geduldig und ohne den geringsten Unwillen: „Eine wichtige Frage, die du stellst. Deshalb, weil sie auf morastigem Boden gehen."

Der Frager fuhr fort: „Ich hätte dich noch viel zu fragen, aber ich fürchte, du wirst zornig werden."

Da setzte sich der Weise zu ihm und sprach: „Frage nur, mein Sohn."

Und jener fragte: „Bist du der Patriarch Hillel?"

„Ja, mein Sohn."

„Gebe Gott, daß es nicht viele Männer in Israel gäbe, die dir gleichen."

„Warum, mein Sohn", fragte Hillel in sanftem Tone.

„Weil ich durch dich 400 Sus verliere."

Darauf erhob sich der Weise und sagte: „Besser, du verlierst 400 Sus, als daß Hillel sein Geduld verliert."

Dieses ist nicht das einzige Beispiel seiner „Taubensanftmut." Der Talmud führt noch manches andere an.

Zu Hillels Zeit neigten sich viele Römer dem Judentume zu, weil sie die Nichtigkeit des Heidentums erkannt hatten. Eines Tages kam ein Römer zu Schammai mit der Bitte um Aufnahme in das Judentum. Er stellte jedoch die Bedingung, daß ihm die Befolgung der mündlichen Lehre erlassen bleibe, während er die schriftliche anerkennen wollte. Der heftige Schammai jagte ihn unwillig fort. Hillel ging scheinbar auf des Römers Vorschlag ein und begann mit ihm den Unterricht in der heiligen Sprache. Am ersten Tage lehrte er ihn das Aleph-beth in der bestimmten Reihenfolge, doch am zweiten Tage gab er den Buchstaben eine andere Bezeichnung.

Der Römer merkte es und rief: „Der Unterricht von gestern war anders; du sprachst nicht in dieser Weise aus.“

„Siehst du, mein guter Freund,“ antwortete der Weise, „gestern vertrautest du meinem Unterricht, und heute glaubst du, daß ich geändert habe. Ist das wahres Vertrauen? Wenn du durch meinen Unterricht an die schriftliche Lehre glaubst, warum mißtraust du mir in bezug auf die Überlieferung?“ Der Heide wurde überzeugt, lernte alles und wurde ein gesetzestreuer Israelit.

Ein anderer Römer hatte durch Zufall gehört, welches Ansehen der Hohepriester genoß. Da dachte er bei sich: „Ich will Israelit werden, um zur Würde eines Hohenpriesters zu gelangen.“ Sein ehrgeiziges Streben trieb ihn zu Schammai, zu dem er sprach: „Nimm mich ins Judentum auf, aber ich will dann Hoherpriester werden!“ Schammai wies ihn unwillig ab. Der Heide gind darauf zu Hillel; dieser erklärte sich bereit, ihn in das Judentum aufzunehmen. Als jener aber darauf dieselbe Bedingung stellte, entgegnete der fromme Rabbi: „Wer König werden will, muß erst die Gesetze des Landes kennen lernen. Auch du lerne zuvor im heiligen Gesetze alle Teile, die das Hohepriestertum betreffen.“

Der Römer studierte die Schrift und kam auch an den Vers: „Ein Unheiliger, der dem Heiligtum naht, soll sterben.“ Erschrocken zog er die Schlußfolgerung: „Selbst das heilige Volk der Israeliten sind Unheilige in Hinsicht auf das Priestertum, wenn sie nicht der Familie Aarons entstammen. Um wieviel weniger darf ich armer Heide solche sündhafte Hoffnung hegen.“

Er lief zu Hillel und sagte: „O, gesegnet deine Demut, durch sie bin ich gerettet, der Zorn Schammais hat mich verstoßen, deine Sanftmut hat mich unter die Fittiche der wahren Gottheit geführt.“

„Liebe ist der Grundzug der mosaischen Gesetzgebung.“ Daher war Liebe auch der Inhalt des thatenreichen Lebens Hillels.

Einst erschien ein Heide vor Schammai. Um ihn zu verspotten, sagte er: „Ich will deinen Glauben annehmen, aber unter der Bedingung, daß du mich die Kenntnis des ganzen Gesetzes in so viel Zeit lehrst, als ich auf einem Fuße stehen kann.“

Schammai trieb ihn fort. Darauf erschien derselbe wunderliche Kauz vor Hillel und machte ihm den gleichen Vorschlag. Der Weise lächelte und nahm die Probe an. Darauf gab er ihm die ewig denkwürdige Antwort: „Was du nicht willst, daß dirs geschehe, das thue auch einem andern nicht! Das ist die ganze Lehre; alle andern Vorschriften sind eine Folge dieser. Gehe und lerne sie.“

So hob Hillel als den Grundgedanken des ganzen jüdischen Gesetzes die Menschenliebe hervor und umschrieb durch jenen erhabenen Ausspruch

den biblischen Satz: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!“ Der Heide hätte dieses hohe Gebot der Nächstenliebe wohl kaum begriffen, wenn nicht Hillel als rechter Lehrmeister ihm durch Umschreibung diesen Satz näher gebracht hätte.

Wer könnte heute noch diesen Spruch, der zum Sprichwort geworden ist, lesen, ohne von Bewunderung für den Mann erfüllt zu sein, der dieses erhabene Wort vor fast 2000 Jahren gesprochen, das wie kein anderer Ausspruch den echt jüdischen Geist der Liebe und Duldung widerspiegelt?

Dieses Wort wird noch mehr zu seinem Ehrendenkmal, wenn man bedenkt, daß es in einer Zeit des finstern Hasses und der Verfolgung ausgesprochen wurde.

Es ist natürlich, daß seine Nächstenliebe ganz besonders den Armen und Dürftigen gegenüber beredten Ausdruck fand. Bei Ausübung der Wohlthätigkeit verfuhr er mit einer Zartheit, daß der Empfänger durch die Gabe nicht beschämt wurde. Das biblische Gebot der Wohlthätigkeit: „Nach dem Bedarfe, den der Arme hat, sollst du ihm geben“ (V. M. 15,8) befolgte er wörtlich und erklärte dieses Gesetz dahin, daß man den Dürftigen seinem frühern Stande gemäß ehren müsse. Selbst wenn einer einen Sklaven oder ein Pferd braucht, muß man ihm dieselben geben.

Ein Mann von vornehmer Herkunft hielt in den Tagen des Glückes ein fürstliches Gefolge. Da brach das Unglück über ihn herein, und er sah sich in Gefahr, seinen Prunk aufgeben zu müssen, der seinem Stande und seiner Familie geziemte. Er klagte seine Not dem Fürsten Hillel, der dafür sorgte, daß er den früheren Glanz nicht entbehrte. Da jener Mann gewohnt war, in der Stadt auf einem Pferde zu reiten und einen Sklaven vor sich hergehen zu lassen, bestritt Hillel einige Zeit die Kosten des Pferdes und des Sklaven. Und als eines Tages kein Sklave aufzutreiben war, that er selbst bei dem Armen Dienst und lief vor demselben, dessen Unglück er mitempfand, drei Meilen her.

Einst hatte Hillel einen Freund zu Gaste geladen und seiner Frau die Bereitung eines köstlichen Mahles aufgetragen. Der Freund erscheint, und beide setzten sich an den Tisch und harren der Mahlzeit, die aber ausbleibt. Indessen fangen die beiden Weisen an, über religiöse Dinge und Worte der Weisheit zu reden. Von Zeit zu Zeit erinnert sich Hillel des eigentlichen Zweckes ihres Zusammenseins und wundert sich über die verzögerte Mahlzeit. Doch denkt er bei sich: „Gewiß hat meine Frau eine Ursache, daß sie die Speisen nicht aufträgt; darum will ich sie nicht stören.“ Die gelehrte Unterhaltung dauert indessen fort. Stunde um Stunde vergeht, und der Tisch bleibt ungedeckt. Endlich erscheint Hillels fromme Gattin ganz verlegen und läßt auftragen. In liebevollem Tone fragt sie ihr Gatte: „Warum diese Verzögerung? War vielleicht das Essen noch nicht bereit?“

„Nicht doch,“ antwortete die Frau. „Als ich die Speisen eben auf-

tragen wollte, trat ein Mann weinend zu mir und klagte: „Heute heirate ich, aber ich habe kein Hochzeitsmahl.“ Da gab ich ihm, was ich für euch bereitet hatte und ließ neue Speisen zurichten. Habe ich übel gethan?“

Da leuchtete Hillels Angesicht vor Freude, und er sprach: „Du hast wie eine verständige und gottesfürchtige jüdische Frau gethan.“

Also dachte und handelte Hillel, und also wirkte er auf seine zahlreichen Schüler und seine ganze Umgebung.

Und als er sich zur Würde eines Fürsten erhoben sah, blieb er noch der demütige, bescheidene Hillel, der nicht auf seine Kraft stolz war, sondern seine Rangerhöhung als ein ihm von Gott verliehenes Geschenk betrachtete, das er sorglich zu hüten hatte.

Als höchste Tugend betrachtete Hillel die Friedfertigkeit und Versöhnlichkeit. Die Religion war ihm dazu berufen, den Haß zu bannen und dafür die Liebe einzusetzen, in die Herzen Milde und Schonung einziehen zu lassen und die Fackel der Zwietracht zu erlöschen.

Was Wunder, daß man Hillel als die Sonne betrachtete, die ihre wärmenden und belebenden Strahlen der Liebe in die Herzen seiner Zeitgenossen senkte!

Schluß.

An einem trüben Tage des fünften Jahres der gewöhnlichen Zeitrechnung umstanden die Schüler weinend das Sterbelager ihres Lehrers, der friedlich lächelnd mit der sanften Ruhe eines Weisen im Kreise umherblickte und auch jetzt noch Worte der Lehre und Weisheit verkündete. Er hatte fromm und weise sein ihm von Gott verliehenes höchstes Gut des Lebens verwaltet und konnte nun furchtlos der Todesstunde entgegenschauen. Noch einmal segnete er seine Schüler. Dann rief er die beiden hervorragendsten Jünger zu sich, den Jonathan ben Usiel und Jochanan ben Sakkai, und übertrug ihnen die göttliche Lehre als heiliges Erbe, das sie in seinem Sinne weiter verwalten sollten. Feierlich klang die letzte Mahnung von den Lippen des Sterbenden, wie sie auch ihm einst erklungen war: „Es soll nicht weichen das Buch dieser Lehre aus eurem Munde; ihr sollt euch damit beschäftigen am Tage und in der Nacht, auf daß ihr beobachtet auszuüben alles, was darin geschrieben steht; dann werdet ihr glücklich sein auf allen euren Wegen und werdet klug sein.“

Mit dem frommen Bekenntnis seines Glaubens auf den Lippen schied er von dieser Erde im achtzigsten Jahre seines Lebens und im vierzigsten seiner gesegneten Wirksamkeit. Durch ganz Judäa hallte die Klage: „Ach, der Sanftmütige, ach, der Fromme, der Schüler Esras!“ Wer sollte jenen Jammer und Schmerz nicht begreifen bei der Erinnerung der erhabenen Persönlichkeit Hillels, die während ihrer ganzen irdischen Laufbahn lichtumflossen dastand, Licht verbreitend in der finstern Nacht der Schrecken.

Seine Eltern, die er nach Jerusalem hatte kommen lassen, nachdem er zur Fürstenwürde gelangt war, hatten ihn noch auf der Höhe seines Ruhmes gesehen. Die Freude darüber verklärte ihren Lebensabend, und so war ihre Hoffnung in Erfüllung gegangen, daß einst durch ihren Hillel Lichtstrahlen würde in ihrer Wohnung. Von zärtlicher Liebe und Sorge ihres Sohnes gehegt, starben sie in hohem Greisenalter. Schebnas Glück ruhte auf schwachem Grunde. So schnell er seine Reichtümer erworben, ebenso schnell hatte er sie wieder verloren. Er wäre in Armut und Elend gestorben, hätte nicht Hillel für ihn gesorgt. Mit der Erkenntnis, daß nur die höheren Güter der Lehre, Tugend und Frömmigkeit unvergänglichen Wert haben, starb er kurze Zeit vor seinem Bruder, versöhnt mit seinem Schicksal. Das Grab bedeckte bald auch die Erinnerung an ihn.

Hillels Geist wurde aber nicht mit ihm zu Grabe getragen; er lebte weiter fort in seinen Nachkommen, bei denen die Fürstenwürde bis in das zehnte Geschlecht erblich verblieb, und in seinen Schülern, die seine Gedanken weiter trugen. Hier zeigte sich die Wahrheit des Bibelwortes: „Das Gedächtnis des Gerechten wird zum Segen!"

Der heutigen Jugend Israels möchte ich die Mahnung zurufen: Gedenket eurer Vorfahren und bleibt wie sie treu der Thora, dem heiligen Gute, das einst am Sinai euch anvertraut worden ist! Nähret das Feuer der Begeisterung für das heilige Gotteswort in eurem Herzen! Er wird euch erwärmen, wenn der Eiseshauch des Lebens euch anweht, und wenn dichte Finsternis euch umlagert, wird es Licht um euch verbreiten, — Licht, das nimmer erlöscht.

Und wenn ihr eurer Vorfahren gedenket, die für die heilige Lehre lebten und starben, dann vergesset nicht des weisen, sanften und frommen Hillel, der „die Thora wieder aufrichtete, als sie vergessen war."

E n d e.

Der Kaiser Wilhelms-Kanal.

Der Gedanke, die Ostsee mit der Nordsee durch einen Wasserweg zu verbinden, tauchte schon vor 300 Jahren auf. Auf der Universitätsbibliothek in Kiel befindet sich ein Brief des Herzogs Adolf von Schleswig-Holstein-Gottorp an Kaiser Maximilian II. vom 16. August 1571, in welchem es heißt: „Und wird bei meiner Stadt Kiel, an der Ostsee belegen, die Gelegenheit erspüret und befunden, daß man einen Graben ungefähr 2000 Ruten lang, eine Schiffahrt durch etliche Seen und Auen bis in den Wasserfluß, die Eider genannt, kann gemachet werden."

Ungünstige politische Verhältnisse mögen in jener Zeit die Ausführung

dieses Planes verhindert haben, aber die angegebene Richtung war so augenscheinlich die brauchbarste, daß man später auf dieselbe wieder zurückkam. Die dänische Regierung ließ 1777—1784 mit einem Kostenaufwande von 9 Millionen Mark den Eiderkanal erbauen, für jene Zeit ein großartiges Unternehmen, wenngleich die Größenverhältnisse nur kleineren Schiffen den Durchgang gestatteten.

Im Jahre 1848 wurde der Plan eines direkten Durchstichs zwischen Nord- und Ostsee wieder angeregt, doch blieb es bei der Ausarbeitung verschiedener Pläne und Kostenberechnungen. Mit der Lostrennung der Herzogtümer Schleswig und Holstein von Dänemark 1864, der Vereinigung derselben mit Preußen, der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches trat die Kanalfrage wieder auf, um eine feste Gestalt zu gewinnen. Nachdem von dem preußischen Landtage und dem deutschen Reichstage die Mittel — 156 Millionen Mark — bewilligt worden waren, konnte Kaiser Wilhelm I. am 3. Juni 1887 durch Legung des Grundsteins zu der Schleuse bei Holtenau das große nationale Werk beginnen, dessen Ausführung gerade acht Jahre erforderte, denn am 21. Juni 1895 legte Kaiser Wilhelm II. an derselben Stelle den Schlußstein. Bei Einfügung desselben in das große Bauwerk nannte der Kaiser zu Ehren seines ruhmreichen Großvaters den Kanal Kaiser Wilhelms-Kanal.

Der Kanal beginnt etwas oberhalb der kleinen Stadt Brunsbüttel in der Nähe der Elbemündung, wendet sich der Niederung der Untereider zu, umgeht Rendsburg, durchschneidet die Obereiderseen und schließt sich weiterhin dem Eiderkanal an, dessen Richtung er unter Vermeidung scharfer Krümmungen folgt und sodann bei Holtenau in die Kieler Bucht mündet. Die Länge des Kanals beträgt 99 km, sein Wasserspiegel ist 65 m, seine Sohle 22 m breit bei einer Mindesttiefe von 8,5 m. Während die Handelsschiffe bis zu 12 m Breite überall bequem aneinander vorbeifahren können, müssen dieselben den großen Kriegsschiffen in den Ausbuchtungen ausweichen, deren sechs in etwa je 12 km Entfernung angelegt worden sind. Welche ungeheure Erdmasse mittels Baggermaschinen zur Herstellung des Kanalbettes zu heben war, mag daraus erhellen, daß allein für diese Arbeiten die Hälfte der ganzen Bausumme ausgegeben würde. Bei der Kanalmündung an der Nordsee bedingt die häftige Flut fast eine beständige Absperrung durch mächtige eiserne Thore, nur bei der Ebbe ist es für einige Stunden zulässig, die Schleuse offen stehen zu lassen. Das Öffnen und Schließen der 150 m langen Schleusenkammer, das Füllen derselben mittels der in den Schleusenmauern liegenden Kanäle und das Hereinwinden der Schiffe kann selbstverständlich nur Maschinenarbeit sein. Die Einfahrt an der Elbemündung wird durch Molen vor Verschlammung geschützt, und an jedem

Ende des Kanals erhebt sich ein prächtiger Leuchtturm; auch sind alle Vorkehrungen getroffen, um Nachtfahrten auf dem Wasserwege zu gestatten.

Wenn auch der Kanal in erster Linie die Wehkraft der deutschen Flotte verstärken wird, indem er eine sichere und rasche Verwendung derselben sowohl in der Nordsee als in der Ostsee ermöglicht, so wird doch auch die Handelsschiffahrt daraus großen Vorteil ziehen, denn durch die Kanalfahrt, welche nur 12 Stunden beansprucht, wird die seitherige Verbindung beider Meere um mehr als 200 Seemeilen verkürzt; das bedeutet aber für ein Segelschiff eine Ersparnis von drei Tagen, für einen Frachtdampfer von einem Tage. Dabei ist die Fahrt durch den Kanal eine sehr sichere, während die durch Skagerak, Kattegat und Sund immer eine gefahrvolle bleibt.

Jonathan und die Fische.

Ein Märchen von A. Weiler-Nördlingen.

> Ehre Vater und Mutter mit der
> That, mit Worten und mit Geduld,
> auf daß ihr Segen über dich komme;
> denn des Vaters Segen baut den
> Kindern Häuser. (Sirach 3. 8, 9.)

Die schönen Sommertage waren dahingegangen. Herbststürme schüttelten die schon kahlen Äste der Bäume und umbrausten tobend und sausend die menschlichen Wohnungen. Fröstelnd eilten die Einwohner des nahen Dörfchens ihren traulichen Heimstätten entgegen, um sich vor Regen und Sturm zu schützen. Die gefiederten Sänger des Waldes hatten längst schon den freundlichen, sonnigen Süden zum Aufenthalte gewählt, und nur hier und da flog ein krächzender Rabe über die Landschaft dahin. Alles in der Natur strebte dem Winterschlafe entgegen.

Dort am Ufer des Stromes, weit entfernt von dem Dörfchen, in jener einsamen Hütte, die vom Vater und Sohn nur bewohnt war, spiegelte sich das Naturbild im Leben der Menschen, die diese Hütte bewohnten, wider.

Viele und mächtige Stürme waren über das Haupt des nunmehr alten, kränklichen Mannes, der diese Hütte bewohnte, dahin gebraust. Bosheit und Tücke ruchloser Menschen hatten ihn von der Heimat vertrieben, hatten ihn um Hab und Gut gebracht und ihn zum Bettler gemacht; Krankheit und Not raubten ihm die Gattin und hoffnungsvolle Kinder; nichts war ihm mehr geblieben als sein Vertrauen auf Gott, ein treuer, guter Sohn, Jonathan, und die Liebe zu Gottes Geschöpfen. In jener Hütte, die er sich selbst gezimmert, verlebte er in Ruhe und von aller Welt

zurückgezogen, den Rest seiner Lebenstage. Ein treuer Pfleger und Genosse war ihm sein Sohn Jonathan bis an sein Lebensende.

Einer stürmischen Herbstnacht war ein Regentag gefolgt, und wieder neigte sich der Tag zu Ende. Die Regenwolken zerteilten sich. Ein sternenheller Himmel wölbte sich über die Gegend. Alles in der Natur schien erschlafft zu sein. Auch in der Hütte herrschte lautlose Stille. Ein nur noch glimmendes Öllämpchen, dem Verlöschen nahe, erhellte ab und zu auflackernd, spärlich das düstere Gemach. In einer Ecke stand ein Bett, von woher schwere, kurze, schwache Atemzüge wahrgenommen wurden. Sie rührten von dem alten schwer erkrankten Vater her. An seiner Seite saß, von schwerer Sorge und banger Furcht gequält, Jonathan,. in Schmerz versunken ob des Verlustes, der ihm drohte. Da öffneten sich die Lippen des Schwerkranken, und mit schwacher, kaum vernehmbarer Stimme richtetete er an seinen Sohn Worte, welche er als seinen letzten Willen betrachtet wissen wollte. „Mein Sohn“, so sprach er, „bald wird mein letztes Stündlein geschlagen haben. Viel und schweres Leid hat mich betroffen; doch ich habe alles gern ertragen als Prüfung Gottes. Meine Liebe zu Gott und mein Vertrauen auf den Allgütigen hat mich alle Zeit aufgerichtet und erhalten und in mir die Liebe zu den Menschen und zu allen Geschöpfen in der Natur rege erhalten. So bitte ich auch dich, sei stets fromm und gottergeben; sei liebevoll gegen Menschen und Tiere, und als Unterpfand dafür, daß du meinen letzten Willen achten wirst, schwöre mir, daß du nach meinem Tode die Fische im Flusse, nahe unserer Hütte, täglich füttern wirst. Ich weiß, daß dir dies zum Segen einst gereichen wird.“ Jonathan gehorchte dem Vater und versprach, nach seinem Willen zu thun.

Jonathan hielt aber auch getreulich sein dem Vater gegebenes Versprechen. Noch ehe er an sich selbst dachte, seine Mahlzeiten zu bereiten oder Mahlzeit zu halten, ging er an den Fluß und warf den Fischen Nahrung ins Wasser. Da kamen die Fischlein groß und klein und schnappten nach den guten Bissen. Doch ein großer Fisch verdrängte die kleinen jedesmal und schnappte ihnen das Brot so zu sagen vor der Nase weg. Die fetten Bissen schienen dem großen Fische gut zu munden und auch wohl zu bekommen; denn nach kurzer Zeit war der Fisch mächtig groß geworden. Das erregte den Neid der übrigen Fische. Sie gingen zum Fürsten aller Fische, dem Levijatan und verleumdeten ihren Genossen. „Der eine Fisch,“ sagten sie, „wird von einem Menschen täglich gefüttert, so daß er an körperlicher Größe dem Fürsten um ein Weniges nur nachsteht und sicher dir auch bald seine Würde streitig machen wird.“ „So! Suchet dann diesen Menschen vor meinen Thron zu bringen, ich werde ihm sein Vorhaben schon austreiben. Unterhöhlet die Stelle, welche der Mann täglich betritt, damit er einsinke, und

dann schnell mit ihm vor mein Gericht.“ So geschah es. Die Fische unterhöhlten die Stelle, welche der Mensch stets einzunehmen pflegte. Als er dahin trat, sank der Boden unter ihm ins Wasser und mit diesem der brave Sohn. Die Fische eilten herbei und zerrten den zum Tode Erschreckten vor ihren Fürsten. Dieser fuhr ihn hart an: „Was veranlaßte dich, unter meinem Volke Zwist und Neid zu säen?“ „Ich habe nur meines Vaters letzten Willen erfüllt,“ sprach Jonathan. Er erzählte dem Fürsten der Fische seine ganze Lebensgeschichte. Der Fürst Levijatan war von solcher Elternliebe so sehr gerührt, daß er unserm Jonathan die Sprache der Fische, der Vögel und aller Geschöpfe lehrte. Dann befahl Levijatan seinem Palastdiener, daß er Jonathan wieder ans trockne Land befördere. Jonathan ging weit hinein ins Land. Doch ermüdet von dem Schrecken, wie von der großen Fahrt aus der Meerestiefe, legte er sich unter einen Baum und schlief bald ein. Da hörte er im Traume zwei Krähen, die sich auf einem Baume niedergelassen hatten, ein Gespräch führen. Die eine sprach: „Mich gelüstet nach dieses Menschen Auge; ich will hinab, es ihm aushacken und verzehren.“ „Begieb dich nicht in Gefahr; dieser Mann ist nicht tot, er schlummert nur, du wagst dein eignes Leben.“ Die jüngere Krähe flog herab, setzte sich auf des Schlummernden Angesicht und wollte ihr böses Vorhaben beginnen. Da bewegte sich der Wiedererwachte und mit einem kühnen Handgriff hatte er die Krähe gefangen. Jetzt sah sie ein, wie unklug sie gehandelt hatte. Die ältere Krähe, noch auf dem Baume sitzend, bat für das Leben ihres Kindes und versprach Jonathan fürstliche Belohnung. „Zuerst will ich diese auch sehen,“ sprach Jonathan, „dann will ich dir um deinetwillen deinen unfolgsamen Sohn freigeben.“ „So grabe hier unter diesem Baume an der Stelle, woselbst du geschlafen, und du wirst einen großen Schatz finden,“ rief ihm die alte Krähe herab. Jonathan grub, und bald entdeckte er einen unermeßlichen Schatz. Diesen hob er, und damit war er in der Lage, sich ein Haus zu erwerben wie auch Äcker, Weinberge, Wälder und Wiesen. Doch nicht vertraute er dem Golde allein, sondern er entwickelte eine rastlose Thätigkeit. Gott segnete all sein Mühen, und alles, was er unternahm, gelang ihm, und das Glück verließ ihn nimmer bis an sein Lebensende. Der Segen des Vaters baute ihm Häuser.

Hilly und die Schneeflocken.

Von A. Stöckel.

Die kleine Hilly kannte kein größeres Vergnügen, als vor die Thür zu zu laufen, wenn es recht in dicken Flocken schneite, und den Schneeflocken ihre kleine Zunge entgegenzustrecken, daß sie sich darauf legten und

zergingen. Das war so hübsch kühl und doch weich dabei, und schmeckte, wie sie meinte, ordentlich süß, wie Milch.

Da kam einmal der Onkel Oberförster aus dem Walde zum Besuch und sah, daß Hilly Schneeflocken speiste.

„Ei, Kind," sagte er, „was thust Du da? Weißt Du nicht, daß in jeder Schneeflocke eine kleine Elfe wohnt? Die muß ja sterben, wenn sie Dir auf die Zunge fällt und zergeht. Dann kommen ihre Schwestern, sie zu suchen, und wenn sie merken, daß Du das Flöckchen verspeist hast, dann werden sie Dich bestrafen, wohl gar mit fortnehmen. Nimm Dich nur in acht!"

Aber der Onkel machte immer Spaß, und Hilly glaubte ihm nicht, was er von den Flocken sagte.

Eines Nachmittags nun kniete sie bei einbrechender Dunkelheit auf dem Stuhl am Fenster und sah den Schneeflocken zu, welche einen tollen Tanz aufführten. Ja, es schien ihr, als würde das Gewirbel immer ärger und als drängten alle Schneeflocken gegen das Fenster, an welchem sie stand.

Da fiel ihr ein, daß der Onkel Oberförster gesagt hatte, die Flocken würden ihre Schwestern bei ihr suchen.

„Ach, ihr!" sagte sie und streckte ihre kleine Zunge hervor, „was wollt ihr von mir? Da, da! Ist Schnee auf meiner Zunge? Nein, nicht so viel! Sie weiß von keinen Flöckchen. Da!" Und wieder kam die Zunge heraus.

Aber was war denn das? Ganz deutlich hörte sie jetzt ein feines Gewisper: „Das ist sie! Das ist sie! Sie hat unsere Schwestern gefangen und verzehrt; nehmt sie mit, nehmt sie mit; sie muß bestraft werden!"

„Dummes Zeug!" sagte Hilly. „Das Fenster ist zu, ihr könnt gar nicht zu mir herein."

„Doch, doch!" wisperten die Flocken. „Der alte Nußbaum vor dem Fenster hilft. Wir setzen uns zu so vielen auf seinen dicksten Zweig, bis der gegen das Fenster drückt; dann macht das Fenster: Klirr — —"

Hilly wollte aufschreien; da hatten sie aber die Flocken schon um und um eingehüllt und trugen sie fort, weit, weit weg von Vater und Mutter und von ihren Puppen, die am schönen warmen Ofen saßen und nach ihr verlangten — o, wie sie fror, sie wollte nach Hause, zurück zur Mutter —

Da sagte auf einmal des Vaters Stimme dicht neben ihr: „Seht nur, der alte Nußbaum hat wahrhaftig unter der Schneelast das Fenster eingedrückt!"

Hilly rieb sich die Äuglein und blickte erstaunt um sich. Auf dem Fensterbrett lag ein Häufchen Schnee, und ein paar dicke Flocken waren auf ihr Köpfchen gesprungen. Lächelnd streifte der Vater dieselben ab und nahm dann sein Töchterchen auf den Arm, um es zur Abendsuppe zu tragen.

Hilly war am Fenster, die Schneeflocken betrachtend, müde geworden, war eingeschlafen und hatte geträumt.

Das Reimspiel.

Die Gesellschaft setzt sich um einen Tisch. Ein Mitglied nimmt ein Täfelchen und schreibt darauf irgend ein beliebiges Wort, kehrt darauf das Täfelchen um, damit niemand das Wort sieht, und giebt es seinem Nachbar mit einer Sentenz oder einem Gedanken überhaupt, dessen letztes Wort sich auf das aufgeschriebene Wort reimt. Dieser giebt es seinem Nachbar mit einem ähnlichen Reime, und so geht es die Reihe durch. Wer seinen Reim mit dem Worte schließt, welches auf dem Täfelchen steht, der giebt ein Pfand so auch derjenige, der keinen Reim zu Stande bringt. Kommt das Täfelchen an denjenigen zurück, von welchem es ausging, ohne daß sein Wort erraten ist, so muß er es sagen und ein Pfand bezahlen, hat aber dafür das Recht, wieder ein neues Wort darauf zu schreiben, welches in dem Falle, daß es erraten wird, derjenige thut, welcher mit dem Worte reimte. Bei einer kleinen Anzahl von Spielenden kann das Täfelchen mit einem und demselben Worte zweimal herumgehen. Wer das Täfelchen beschreibt, muß aber nicht nur ein solches Wort wählen, auf welches sich mehrere reimen lassen, sondern auch ein solches, das sehr bekannt ist. Die übrigen Mitglieder müssen dagegen ein weniger bekanntes für ihre Reime aufsuchen, damit sie das aufgeschriebene nicht so leicht treffen. Z. B. der erste schrieb „Wort“ auf die Tafel. Er hatte es seinem Nachbar mit den Worten gegeben:

„Nun reimen Sie gleich weiter fort!“
Der Zweite: Ei, das kann wohl der Dichter dort.
Der Dritte: Ich sitze hier am trocknen Ort.
Der Vierte: Man hört jetzt viel von Raub und Mord.
Der Fünfte: Ach wäre ich reich doch wie ein Lord:
Der Sechste: Ich sehe schon, mich trifft das Wort!

Da hier der Sechste das Wort erraten hatte, so gab er ein Pfand und schrieb ein neues Wort auf die Tafel.

Ein Beispiel mit weiblichen Reimen. Einer schreibt das Wort „Singen“ und giebt dem Nachbar die Tafel mit den Worten:

„Das Raten möge dir gelingen!“
Der Zweite: Das wünscht man wohl bei allen Dingen.
Der Dritte: Ja, wenn die Reim' an Bäumen hingen.
Der Vierte: So ging es wohl, daß wir sie fingen.
Der Fünfte: Wir aber müssen danach ringen.
Der Sechste: Und laufen, reimen, hüpfen, springen.
Der Siebente; Und werden doch wie Raben singen!

Hier hat der Siebente es erraten und macht es wie oben angegeben.

Tante Ida.



Wer erräts?

Die Namen derjenigen Abonnenten, die in den ersten acht Tagen richtige Lösungen an uns gelangen lassen, werden in dem nächsten Hefte veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in Nr. 23.

I. Füllrätsel.

Chanukah.

Ceder
Hans
Anna
Natter
Ulm
Karl
Apfel
Hals

II. Silbenrätsel.

Asoro b'tewes.

Alfred,
Schiller,
Zittergras,
Omri,
Rudolstadt,
Olmütz,
Berlin,
Thaler,
Else,
Walter,
Europa,
Schlüsselblume

III. Rätsel.

Faul — Pelz = **Faulpelz. Feige.**

Rätsel.

I. Quadraträtsel.

a	a	a	e	e
e	e	e	e	g
h	h	l	l	n
n	r	r	s	s
s	s	s	t	t

Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß die wagerechten und senkrechten Reihen ergeben: 1. Kleine Straße, 2. Blume, 3. Metall, 4. Teil der Armbrust, 5. Bäume.

Eingesandt von Paul und Rudi Eisner in Berlin.

II. Reimrätsel.

Mit d ist es nicht mein,
Mit m ist es nicht dein,
Mit St ist es hart,
Mit f ist es zart,
Mit r sei stets dein Kleid,
Mit Sch immer vermeid'. F.

III. Silbenrätsel.

Aus den Silben: e, ge, go, grin, ha, hen, ka, le, lo, ma, na, ni, o, pez, fant, ran, ri, tha, tra sollen 6 Wörter gebildet werden, die bedeuten: Holzart, Frucht, Oper, mathematische Figur, weibl. Vorname, Säugetier.

Die Anfangsbuchstaben der richtig gefundenen Wörter ergeben den Namen eines berühmten deutschen Generals.

Eingesandt von Herbert Lichtenstein-Berlin.

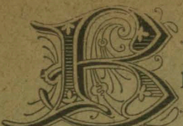
IV. Diamanträtsel.

e	= Konsonant
e e e	= Tier
e e g g h	= Stadt am Rhein
i i i l l l l	= Dichter
m n n n s	= Längenmaß
s s r	= Fluß
w	= Konsonant

Sind die richtigen Wörter gefunden, so ergiebt die mittlere wagerechte und die mittlere senkrechte Buchstabenreihe dasselbe Wort.

Eingesf. von Arthur Barczynski-Allenstein.

Verantw. Redaktion: E. Flanter, Berlin NO., Elisabeth-Straße 59a.
Druck von Ernst Thiele, Berlin O., Schillingstr. 12.



Briefkasten des „Onkel Jugendfreund".

Alle Zuschriften sind mit folgender Adresse zu versehen:
Redaktion des Israel. Jugendfreund
Berlin N.O., Elisabethstr. 59a.

Hugo Simson in Gerresheim. Du hast ja nur die Lösung, nicht aber das Rätsel geschickt.

Leop. Lamm-Homberg. Dein Zahlenrätsel ist fehlerhaft, deshalb unverwendbar.

Georg C. in Gnesen. Es dürfte wohl kaum einen Leser geben, der dieses Rätsel löst.

Emma Rosendorf Wir sind stets bemüht gewesen, die Wünsche unserer Leser beiderlei Geschlechts und aller Altersstufen nach Möglichkeit zu berücksichtigen und werden auch künftig in derselben Weise verfahren. Freundl. Gruß an Dich und Deine Freundin!

Sekundaner Max G. in S. Ich kenne nur 4 Anstalten in Deutschland und zwar: Die Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums und das Rabbiner-Seminar in Berlin, das Jüdisch-theologische Seminar in Breslau und das Rabbiner-Seminar in Kolmar (Elsaß.)

Kalendarium.

			Wochenabschnitt.	Haphtora
Sonnabend	24. Decbr.	11. Teweth	ויגש I. B. M. 41-44_{17}	Jecheskel $27,_{15}$-28
"	31. "	18. "	ויחי I. B. M. $44,_{18}$ z. End.	I. Könige 2
Sonntag:	Neujahr 1899			
Sonnabend	7. Januar	25. Teweth	שמות II. B. M. 1-6_1 Neumondweihe	Jasaja $27,_{6}$-$27,_{23}$
Donnerstg.	12. "		Neumond Sch'wat.	